Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 29 (1942)
Heft: 12

Rubrik: "Gute Schriftformen"

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

den gerodeten Wald und unerlässlich zur Erhaltung des Lebensgleichgewichts und damit der dauernden Ertragsfähigkeit von Wiese und Acker. Sie brechen den Wind, erhalten damit Tau und Bodenkohlensäure, verhindern das Aushagern der Böden und sind der Lebens- und Nistraum der ganzen Kleintier- und Vogelwelt, die billiger und sicherer und naturgemässer als die ganze chemische Industrie das Aufkommen tierischer Schädlinge verhindert. Innerhalb der letzten 60 Jahre ist unser Bestand an insektenfressenden Singvögeln auf ein Zehntel oder gar ein Zwanzigstel zusammengeschwunden. Schuld daran ist ausschliesslich der Verlust an Nistraum in Hecken und alten Bäumen. Diese Vögel sind durch chemische Schädlingsbekämpfungsmittel nicht zu ersetzen; nimmt deren Verwendung in arithmetischer Reihe zu, so vermehren sich die Schädlinge in geometrischer: das Rennen ist für das Ungeziefer längst entschieden. Das einzige, was der Bauer früher für Schädlingsbekämpfung zu leisten hatte, waren die paar Gabeln Heu oder Getreide, die er auf der Stelle der alten Hecken jetzt glaubt ernten zu können. Wenn aber heute ein Kulturingenieur wirklich ein paar Bäume und Sträucher am neuen Bachgerinne stehen lässt, so schlägt sie nachher der Bauer weg . . .

Vermindert die Verschmälerung des Hochwasserbettes den Grundwasservorrat dadurch, dass sie die naturgemässe Wiederauffüllung verhindert, so bewirkt die mit der Einengung natürlich verknüpfte Eintiefung der Flußsohle eine verstärkte Anzapfung des Grundwassersees, die bis zum Ausrinnen ganzer Landschaften geht. Das Absterben einst ergiebiger Uferwälder und die Krüppelkiefern, die allein noch gedeihen, wo einst mächtige Eichen standen, sind beispielsweise äussere Zeichen der beginnenden Verheerungen . . .

Denn mit dem Verschwinden der «Rauhigkeit» des Talbodens kommen neue, mit grosser Regelmässigkeit wehende Talwinde auf, die das Entstehen von Tau verhindern und die Bodenkohlensäure wegführen. Das Ufergehölz wirkt ausgleichend; es saugt in Zeiten des Wasserüberschusses erhebliche Mengen durch seine Blattmassen ab und gibt sie als Dampf in die Luft; in Zeiten der Dürre erhält es den Tau, von dem unsere Pflanzen monatelang leben können (die berühmten Redwoodwälder der kalifornischen Küste leben 300 Tage im Jahr nur von Tau und Nebel); es befestigt die Ufer und verhindert durch seinen Schatten, dass der Bach durch Krautwuchs verstopft wird. Die reissbrettmässige Begradigung der Bäche verstärkt noch den Talwind, verstärkt also die biologische Unausgeglichenheit mit all ihren schädlichen Wirkungen, und am Ende muss man eben feststellen, dass selbst bei solchen anscheinend so harmlosen und einfachen Aufgaben das Wasser, wie immer, sich ganz anders benimmt als Reissbrett und Rechenschieber es vorherbestimmt hatten: Aus nassen Wiesen werden trockene — das war die Absicht; dann wird ein Teil von ihnen zu Acker — das sieht nach besonderem Erfolg aus, ist aber bereits ein Zeichen beginnender Versteppung. Und schliesslich vertrocknen die alten Aecker, die weit seitab liegen und an die bei der Wiesenverbesserung niemand gedacht hat, und müssen mit Kiefern aufgeforstet werden. Und an den Berghängen über den Talwiesen vertrocknen die Kirschbäume, die doch mit dem Bach gar nichts zu tun haben, der so viele Meter tiefer unten einst sich schlängelte und jetzt in einem nackten Gerinne fischlos, baumlos, lieblos dahinrinnt.

Erschreckend mehren sich im ganzen Reich die Feststellungen, dass grosse und kleine Kulturmassnahmen heute, etwa 30 Jahre nach ihrer Ausführung, ins Gegenteil umgeschlagen sind und den landwirtschaftlichen Ertrag nicht nur der «meliorierten», sondern auch der höher gelegenen Flächen infolge Austrocknung auf die Hälfte des einstigen, als ungenügend bezeichneten vermindert haben. Mit kostspieligen, aber mechanistisch gedachten Arbeiten hat man das alte Lebensgleichgewicht zerstört, mit gleich mechanistischen und gleich kostspieligen Vorschlägen sucht man es durch Bau und Betrieb von Regenanlagen wiederherzustellen. (Eine Wassergenossenschaft an der Elbe plant mit Hilfe von fünf Schöpfwerken 2½ Sekundenkubikmeter Wasser aus dem Strom in das einst entwässerte Land zurückzupumpen. Kostenaufwand 500 000 bis 1 000 000 RM; das ist ungefähr soviel, als die ganze zu bewässernde Fläche heute wert ist.)

Wohin die Reise geht, dafür liefert Nordamerika gerade in den letzten Jahren ein erschütterndes Beispiel. In der Sucht nach 100prozentiger Ernte hat man in den weiten Prärien des Westens, auf denen einst die Millionenherden der Bisons weideten, jeden Baum, jeden Strauch, jedes Büschel des wilden Büffelgrases ausgerottet, um dafür Weizen zu bauen.

Heute ist das riesige Land verlassen und wird zur Wüste. Der einstige Weizenboden ist eine Beute des Windes geworden und zieht in schweren Staubstürmen seit Jahren über den halben Kontinent, um im Atlantischen Ozean sinnlos zu versinken. Am 11. Mai 1934 allein wurden 300 Millionen tons fruchtbaren Mutterbodens fortgeweht . . .

«Gute Schriftformen»[1]

Eine der erzieherisch wichtigsten und folgenreichsten Massnahmen der englischen kunstgewerblichen Reformen von William Morris bestand in der Erneuerung der handgeschriebenen Buchschriften. Das sah zunächst wie eine romantische Altertümelei aus. Die Schriftreformer verwarfen die moderne spitze Stahlfeder, sie griffen auf den Gänsekiel zurück, den man immer wieder spitzen muss und erst mit viel Uebung richtig zuschneiden kann. Sie schrieben Gedichte auf kostbare handgeschöpfte Papiere und auf Pergament, wobei sie beides mühsam mit dem Falzbein vorlinierten. Sie erlernten die schwierige Technik der echten Vergoldung auf Pergament; sie schrieben farbige Initialen und schmückten die Buchseiten mit Rankenwerk, so dass manche ihrer Werke aussehen wie gotische Messbücher, andere wie Frühdrucke der Renaissance.

Aber in dieser scheinbar ästhetenhaften und rückwärts gewandten Bemühung lag ein eminent moderner Kern, ja der Anfang der ganzen modernen Entwicklung der Architektur und des Kunstgewerbes, nämlich die Rückbesinnung auf die Wurzeln der Schrift, auf

[1] *«Gute Schriftformen»*, eine Beispielsammlung für Zeichner, Maler und Bildhauer, herausgegeben von der Allgemeinen Gewerbeschule Basel. Lehrmittelverlag des Erziehungsdepartements Basel-Stadt. Jedes Heft 16 Seiten, 30 × 21,5 cm. Bis jetzt erschienen: drei Hefte Druckschriften, ein Heft Inschriften und Aufschriften, ein Heft Handschriften und ein Heft Schreibvorlagen. Die Auswahl der Schriften, die erklärenden Texte und die Satzanordnung besorgte *Jan Tschichold*, Basel.

Ferner: «Schriftkunde, Schreibübungen und Skizzieren», ein kleines Lehrbuch der Schrift für Setzer und Graphiker, von Jan Tschichold. 75 Seiten, 22 × 14 cm, mit vielen Beispielen. Benno Schwabe & Co., Verlag, Basel 1942. Kart. Fr. 6.—.

ihre konstruktive Grundlage und auf ihre Grundformen. Indem man in aller Bescheidenheit in jahrelanger Mühe alte Manuskripte nachschrieb, lernte man sich in den Charakter der Schriften einzufühlen; nur durch die eigenhändige praktische Erprobung wurde man sich klar über den Zusammenhang zwischen Schreibgerät und Buchstabenform, über die Schriftformen, die sich zu Inschriften in Stein und Bronze eignen, kurz über die ganze ästhetische und handwerkliche Struktur des Schreibens und der Schrift. In ähnlicher Weise beschäftigte man sich auch mit dem Einband des Buches und mit allen andern handwerklich-kunstgewerblichen Verrichtungen, und aus dieser persönlichen Tätigkeit ergab sich dann ein vertieftes Verständnis der historischen Beispiele und die Erkenntnis neuer Möglichkeiten zugleich. Die ganze neue Entwicklung, einschliesslich des «neuen bauens», wäre ohne diese scheinbar historisierende Epoche gar nicht denkbar, und die gotisierenden Brettmöbel der Engländer sind die unmittelbaren Vorläufer des modernen Typenmöbels.

Hier soll uns nur die Schrift beschäftigen. Ihre Pflege betrifft nicht nur die Schreibschrift, sondern zugleich die Druckschrift, aber erst, indem man selbst von Hand Buchstaben schreibt und zeichnet, dringt man in das Wesen dieser symbolischen abstrakten Zeichen ein und wird das nur passive Wohlgefallen an einer schönen Schrift zur wirklichen Erkenntnis. Das Interesse an guten Druckschriften nach englischem Vorbild gab den Anstoss zu jener grossen Reform des gedruckten Buches, die in den neunziger Jahren mit schönem Elan auch in Deutschland einsetzte, und was heute irgendwo an guten Büchern erscheint, liegt im Zug dieser Bewegung, und auch die Erneuerung des Plakates und der Beschriftungen, das ganze Aufgabengebiet, ja die Existenz des modernen Grafikers beruht auf dieser Rückbesinnung auf die Grundlagen der Schrift. Im gleichen Zeitraum wurde die Schrift auch wissenschaftlich durchforscht, sowohl nach der historischen und entwicklungsgeschichtlichen, wie auch nach der psychologischen Seite. Aus mehr oder weniger dilettantischen Ahnungen von einem Zusammenhang zwischen dem Formcharakter einer Handschrift im ganzen und der seelisch-geistigen Struktur des Schreibenden entwickelte sich die Wissenschaft der Grafologie, die sehr ins Exakte und Spezielle vordringt (wobei man billigerweise von dem missbräuchlichen Hokuspokus absehen muss, der anderseits damit getrieben wird).

Aber auch die Druckschrift ist ein unvergleichlich empfindliches Instrument zum Ausdruck von Gefühlsnuancen. Nur ist hier die Beziehung zum Inhalt fast noch komplizierter. Die Handschrift registriert das Temperament und die seelische Struktur ihres Schreibers automatisch, und damit steht sie mit dem Inhalt des Geschriebenen von vornherein in Uebereinstimmung oder doch in einer festen, nicht zufälligen Beziehung. Bei der Druckschrift muss die Beziehung zwischen Form und Inhalt durch eine bewusste Wahl und Anordnung der Schrifttypen sozusagen von aussen her hergestellt werden. Dem Typografen stehen dabei alle erdenklichen Möglichkeiten der Uebereinstimmung und des Kontrastes zur Verfügung. Ein Schriftbild kann schon von sich aus feierlich, sakral, amtlich, privat, intim, zudringlich, ordinär aussehen; klar geordnet oder kompliziert, höflich oder grob, geizig oder verschwenderisch, starr ruhend oder bewegt, flüssig bis eilig, betont modern oder betont altertümlich, und nur eine Möglichkeit besteht nicht, nämlich die, dass ein Schriftbild überhaupt keinen ästhetischen Akzent trägt. Denn auch die Forderung nach einem gefühlsmässig unbetonten, sachlich-objektiven Ausdruck ist eine ästhetische Forderung — hier wie in der Architektur — genau so, wie eine Temperatur von null Grad eben auch eine Temperatur ist und nicht etwa *keine* Temperatur.

Mit diesen Möglichkeiten wird die Schrift zum hochempfindlichen Reagens für alle Veränderungen im kulturellen Spannungsfeld, für alle «Moden» in jenem Sinn, wie wir sie im Aufsatz «Stil und Mode» («Werk» 1942, Heft 4, Seite 89) als die Differentiale der grossen Stilbewegungen dargestellt haben. Und so erscheinen beispielsweise im dritten Druckschriftenheft der Basler Serie «Egyptienne», «schmale Egyptienne», «umstochene Egyptienne», «grasses étroites», «Normandes larges» und ähnliche Typen, die man vor zehn, zwanzig Jahren als veraltet empfunden hatte, während sie uns heute wieder interessieren. Wir zitieren:

„Die Drucke der Bodoni und Didot, welche die «klassizistische» Antiqua in reiner Form zeigen, sind als Bücher Kunstwerke von höchstem Rang. Ihre Lettern leiten jedoch eine Fehlentwicklung ein, an deren Ende die heutige Desorientierung im Schriftwesen mit ihrer Ueberschätzung geometrisch konstruierter, in zwiefachem Sinn unorganischer Formen steht. Man hat vergessen, dass Schrift, wie alles Tun, Berechtigung nur aus vollkommener Dienstleistung bezieht. Diese heisst für die Schrift nicht Leichtigkeit der Herstellung und nicht plumpe Sinnfälligkeit des Buchstabenaufbaus, sondern Leserlichkeit. Die identische Bildung einander nicht entsprechender Einzelteile in geometrisch konstruierten Buchstaben vermindert jedoch in gefährlicher Weise Individualität und Deutlichkeit der Buchstaben und damit die Leserlichkeit des Ganzen, die aus ihren ausgeprägten Verschiedenheiten erwächst.

Die degenerierten, hoffnungslos sterilen Schreibvorlagen der Schulkalligraphen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, der ausgedehnte Gebrauch der Schreibmaschine, das abwegige Ideal «flüssiger» (nie unterbrochener) Schrift und das Streben nach einer die natürlichen Grenzen überschreitenden Schnelligkeit haben aus der Schrift der meisten Menschen unwürdige Kritzeleien gemacht und zu dem viel verrufenen Schriftzerfall geführt. Die minderwertigen öffentlichen Aufschriften und die Häufigkeit der utilitaristischen Schreibmaschinenschrift sind nicht dazu angetan, Geschmack und Verständnis für gute Schrift zu erwecken und zu bilden.

So wie es im Buchdruck notwendig ist, von den entarteten klassizistischen Typen Bodonis, Didots und ihrer schwächlichen Nachfolger zu den besser leserlichen klassischen Lettern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zurückzukehren, ist auch eine Gesundung unserer Handschrift nur vom Gebrauch einer Art Breitfeder und einer engen Anlehnung an die humanistische Kursive des sechzehnten Jahrhunderts, die Frühform der modernen Verkehrsschrift, zu erwarten. Eine echte Kultur der Handschrift könnte und sollte dazu führen, dass gute Typographie eine Wertschätzung erfährt wie in der Zeit Gutenbergs, da man die gesetzte Schrift noch mit ihrem Vorbild verglich und sie lobte, wenn man sagte: «Wie geschrieben!»“

P. M.